



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser
gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

Ronald D. Gerste

WIE
KRANKHEITEN
GESCHICHTE
MACHEN

Von der Antike bis heute

Klett-Cotta

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

© 2019 by J. G. Cottasche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: Rothfos & Gabler, Hamburg

unter Verwendung folgender Abbildungen:

Maria I. Tudor © akg-images, Bildnr. AKG14 623

Begräbnisfeier für Tizian, gestorben an der Pest in Venedig,

© akg-images/Erich Lessing, Bildnr. AKG358 877

John F. Kennedy © gettyimages, Bildnr. 615298296

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-96400-4

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Inhalt

Vorwort 11

Das Deutschland, das nie war
Friedrich III. 19

England und Spanien vereint – beinahe ...
Mary Tudors Scheinschwangerschaft 37

Tod in Babylon
Das frühe Ende Alexanders des Großen 57

Imperium Romanum
Die Kaiser und der »Cäsarenwahn« 71

Der Schwarze Tod in Europa
Die Pest 81

Stupor mundi
Das Staunen der Welt und das Ende der Staufer 99

Ein tödlicher Schatten auf der Liebe
Die Syphilis 107

Tod bei Lützen
Gustav II. Adolf verliert die Orientierung 121

Vorsicht, ansteckend!
Die Pocken 135

Todbringende Heiler
Der Chevalier und der Thomaskantor
Johann Sebastian Bach 145

Frühneuzeitliches Leiden
Die Gicht 153

Die letzte Reise zweier Brüder
Lawrence und George Washington 163

Globale Epidemie
Das Sterben in Zeiten der Cholera 173

Die Saat des Misstrauens
Woodrow Wilson 201

Tödlich erkältet
Die Grippe 215

Das verkalkte Gehirn der Weltrevolution
Wladimir Iljitsch Lenin 221

Staatsmann und Symbolfigur der Weimarer Republik
Friedrich Ebert 233

Die »ästhetischste« Krankheit
Tuberkulose 247

Der hypochondrische Patient
Hitler 259

Todkrank in Jalta
Franklin D. Roosevelt 271

Paranoia im Kreml und im Weißen Haus
Stalin und Nixon 291

Gallenkolik und Suezkrise
Premierminister Anthony Eden ist
nicht auf der Höhe 305

Zu viele Hormone, zu wenige oder beides
Die geheime (Patho-)Biografie des John F. Kennedy 317

Lügenpalast Élysée
François Mitterrand 333

Drum prüfe auch, wer sich nur kurzfristig bindet
Aids 341

Die Moskauer Gerontokratie
Breschnew, Andropow und Tschernenko 349

Epilog
Kaisers Ärmchen, Kanzlers Herz und der gesündeste
Präsident aller Zeiten 361

Anhang
Anmerkungen 367
Bildnachweis 381

Vorwort

Keinen Sport zu treiben, Whisky und Champagner praktisch täglich zu trinken, die Mahlzeiten alles andere als knapp zu bemessen und dazu noch Zigarren zu rauchen – und auf diese Weise ein erfülltes Leben zu führen und im hohen Alter relativ friedlich diese Welt zu verlassen. Das ist der Traum all jener, die es mit gesundheitlichen Ratschlägen nicht allzu genau nehmen und ihr Dasein gern mit ein wenig Genuss aufheitern. Deren Held ist Winston Churchill, der trotz ungesunder Gewohnheiten das 91. Lebensjahr erreichte: eine der großen Persönlichkeiten der europäischen Geschichte, von Zeitgenossen wie nachfolgenden Generationen vor allem als entschlossener Gegner Hitlers, der Großbritannien ab Frühjahr 1940 mit Krieg überzog, und der Nazityrannei geschätzt.

Nicht alle Akteure der Geschichte hatten wie Churchill eine so robuste Gesundheit und dies auch noch trotz eines Lebenswandels, welcher jeden Arzt und Ernährungsberater an den Rand der Verzweiflung bringen würde. Nicht selten wurden die Handelnden der Geschichte gerade in entscheidenden Momenten von Krankheiten heimgesucht. Und dies mit manchmal schicksalhaften Konsequenzen, wie etwa im Falle Napoleons, der bei der entscheidenden Schlacht von

Waterloo nicht auf der Höhe seiner körperlichen und geistigen Kraft war.

Es bestehen wenig Zweifel, dass Krankheiten einen historischen Faktor darstellen. So ist beispielsweise der als »Schwarzer Tod« bezeichnete Zug der Beulenpest um die Mitte des 14. Jahrhunderts, dem rund ein Drittel der europäischen Bevölkerung zum Opfer fiel, in seinen sozialen und ökonomischen Auswirkungen eingehend untersucht worden. Doch neben diesem Makroeffekt gibt es einen »Impact« von Leid, Krankheit und unzeitigem Tod auf einer Mikroebene: den eines signifikanten politisch Handelnden. Dass sogenannte große Persönlichkeiten den Gang der Ereignisse entscheidend bestimmen, ist zwar bei manchen universitären Historikern eine etwas verpönte Vorstellung. Indes fällt es den meisten Menschen schwer sich vorzustellen, welche Entwicklung Europa im 20. Jahrhundert wohl ohne Hitler genommen hätte. Oder ob es zu einem so friedlichen Ende des Kalten Krieges gekommen wäre, wenn nicht Michail Gorbatschow 1985 in der Sowjetunion den Parteivorsitz angetreten hätte.

Wo viel Macht in den Händen einiger Weniger liegt, können scheinbar banale Faktoren einen signifikanten Einfluss auf den Gang der Geschichte ausüben – so auch eine Erkrankung des Mächtigen. Dies gilt natürlich in ganz besonderem Maße für Autokratien, für die Kaiser und Könige vergangener Zeiten, doch auch moderne Demokratien sind anfällig für solche Verschiebungen – wenn sie viel Macht in die Hände einer Person legen, die plötzlich zu einem Patienten werden kann. Die amerikanische Demokratie ist das vielleicht beste Beispiel. Wir werden mehrere Präsidenten kennenlernen, deren Krankheiten Schicksal spielten.

Die Pathobiografie, die Verknüpfung von Medizin und biografischer Geschichtsschreibung, verleitet fast automatisch

zu der spekulativen Frage »Was wäre gewesen, wenn ...?«. Doch das Kontrafaktische ist stets ein Aspekt unserer Beschäftigung mit Geschichte. Kaum jemand, der sich mit dem Attentat auf Hitler im Juli 1944 befasst, wird nicht der Versuchung erliegen zu spekulieren, wie die Geschichte verlaufen wäre, hätten Graf Stauffenberg und seine Mitverschwörer Erfolg gehabt. Oder wie unsere Welt aussähe, hätten Ende Mai 1940 die deutschen Panzertruppen nicht unweit Dünkirkens Halt gemacht, sondern das britische Expeditionskorps eingekesselt und Großbritannien – unter einem dann vielleicht nur sehr kurzzeitig regierenden Premierminister Winston Churchill – zum Frieden gezwungen. Zum Grabesfrieden eines Europa unter dem Hakenkreuz.

Krankheiten haben verschiedentlich den Ausschlag für den Verlauf der Geschichte gegeben. Wir werden in diesem Buch einige berühmte Patienten auf ihrem Leidensweg begleiten. Und natürlich wird sich die Frage aufdrängen, welchen Weg Klio, die Göttin der Geschichte, bei einem anderen Verlauf eingeschlagen hätte. Dies gilt ganz besonders für die Patienten in den beiden ersten Kapiteln dieses Buches, die ihre Länder, zwei der entscheidendsten für Europas Schicksal, nur sehr kurz regierten. Doch es gilt auch jenen Krankheiten zu folgen, die in fast gleichem Maße die Mächtigen und die Untertanen bedrohten und ganze Zeitalter prägten, wie die Pest, die Cholera, die Syphilis.

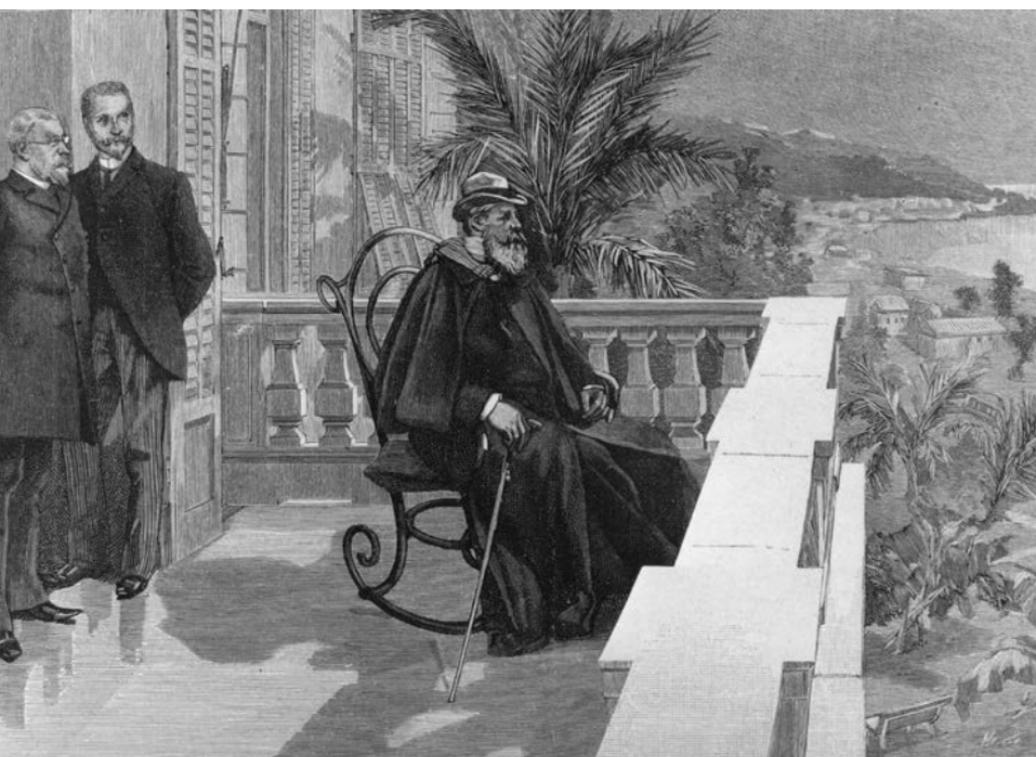
Es sind somit zwei Ebenen, denen wir auf den folgenden Seiten nachgehen werden: den großen Krankheiten und den Krankheiten der Großen, der Entscheidungsträger. Dieses Konzept ähnelt jenem, das ich bei der Untersuchung eines anderen historischen Faktors, dem des Wetters und des Klimas, verfolgt habe. Den Lesern dieses 2015 erschienenen Werkes bin ich sehr dankbar dafür, dass sie ihm zu mehreren Auflagen verholfen haben. Jedoch ist dieses neue Buch

kein »Nachfolgemodell«, sondern verfügt über eine viel längere Genese. Denn der Einfluss von Krankheiten auf den Ablauf der Geschichte fasziniert mich bereits seit den schon etwas zurückliegenden Tagen meiner eigenen Jugend. Nach zwei Semestern Humanmedizin begann ich zusätzlich mit dem Studium der Geschichtswissenschaft. Beide Studiengänge brachte ich zu einem Abschluss, wenn auch nicht gerade in der vorgeschriebenen Mindeststudienzeit, sondern, wie man in Britannien mit landestypischem Understatement sagen würde, *in due time*. Ich hatte das Glück, in beiden Fächern akademische Lehrer zu haben, die mich darin bestärkten, die Gemeinsamkeiten dieser faszinierenden Wissenschaften im Auge zu behalten, das Verbindende von Klio und Äskulap. Dankbar dafür bin ich vor allem Klaus Müller und Dietmar Kienast in der Geschichte, Hans Schadowaldt und Volrad Deneke in der Medizingeschichte sowie Hans Pau, Johannes Grüntzig und Guido Kluxen in meiner schließlich gewählten medizinischen Disziplin, der Augenheilkunde, deren Begeisterung für die Entwicklung dieses Faches in unterschiedlichen Weltregionen ansteckend war. Glücklicherweise kann ich mich seit vielen Jahren schätzen, für meinen Verleger Reinhard Kaden schreiben zu dürfen, in dessen medizinischen Fachzeitschriften ich Artikel über einige der im Folgenden beschriebenen berühmten Patienten und die meisten der ganze Zeitalter prägenden Krankheiten veröffentlichen durfte. Und ein Privileg ist es auch, mit einem gleichermaßen kenntnisreichen wie aufgeschlossenen Lektor wie Christoph Selzer zusammenzuarbeiten und sich von ihm inspirieren zu lassen.

Und wenn es um Dank und Respekt geht, müssen natürlich jene vier Menschen genannt werden, die mir am nächsten stehen und mit den Wunderlichkeiten eines schreibenden Mediziners und eines gern und viel redenden Historikers

vertraut sind – und diese mit erstaunlicher Gelassenheit tolerieren: Jacqueline und Chester, Amelia, Victoria. Ihnen ist dieses Buch gewidmet.

Den Leserinnen und Lesern dieses Buches hoffe ich ebenso Anregungen zu geben wie Unterhaltung. Und wo es vielleicht etwas zu spekulativ wird, mag man mir die Neigung, das »Was wäre wenn ...« zu reflektieren, verzeihen. Die Geschichte ist das, was sich tatsächlich ereignet hat, manchmal zum Besseren, manchmal vielleicht auch nicht. Und sicher wird der aufmerksame Leser Fehler finden, die kleingedruckte Demütigung jedes Autors. Trost gibt mir der amerikanische Präsident Theodore Roosevelt (er amtierte von 1901 bis 1909) mit seiner durch Selbsterkenntnis geprägten Weisheit: *The only man who makes no mistakes is the man who never does anything.*



- ◀ Ein Kaiser im Wartestand – und im Wettlauf mit dem Tod:
Friedrich Wilhelm wartet in San Remo auf die Nachricht vom
Ableben seines Vaters und den Beginn seiner Regierungszeit,
die nur 99 Tage dauern wird.

Friedrich III.

»Heiserkeit, meine Herren, verhindert mich, Ihnen etwas vorzusingen!« Die zum Empfang im Berliner Schloss angetretenen Herren des Reichstagspräsidiums reagierten pflichtschuldigst mit verhaltenem Schmunzeln auf diese scherzhaft gemeinte Erklärung, vielleicht ergänzt durch Bemerkungen wie »Köstlich, Kaiserliche Hoheit, köstlich ...«. Keiner der Anwesenden, am allerwenigsten wohl der Mann, der diese Worte zur Begrüßung mit einem müden Lächeln sprach, konnte ahnen, dass sie den Anfang einer Tragödie markierten – eines menschlichen, aber auch eines politischen Dramas. Man schrieb den 8. März 1887, und der Sprecher war der Thronfolger, Kronprinz Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl von Preußen, Sohn des Königs von Preußen und ersten deutschen Kaisers, Wilhelms I.

Das Deutsche Kaiserreich war erst 16 Jahre zuvor gegründet worden, im Spiegelsaal von Versailles, auf dem Höhepunkt des siegreichen Krieges von Preußen und anderen deutschen Staaten gegen Frankreich. Auf der machtpolitischen Bühne Europas war es ein Neuling, von den übrigen Großmächten mit Misstrauen (und im Falle Frankreichs mit Revanchegelüsten) betrachtet. Quasi von einem Moment

zum anderen war im Zentrum des Kontinents ein Gigant entstanden: Das Deutsche Reich wies ein enormes demografisches wie ökonomisches Wachstum auf und schickte sich an, die führende Industrienation Europas zu werden. Seine Armee, im Kern die preußische, galt nach drei kurzen und mit höchster Effizienz siegreich geführten Waffengängen – 1864 gegen Dänemark, 1866 gegen Österreich, 1870/71 gegen Frankreich – als ein Machtinstrument sondergleichen. Die politischen Strukturen des Newcomers waren nicht dazu angetan, bei den beiden demokratisch konstituierten Großmächten (wobei »demokratisch« im 19. Jahrhundert nicht die Bedeutung hat wie in unserer Zeit; so gab es beispielsweise selbst im weithin als fortschrittlich gepriesenen Großbritannien kein Wahlrecht für Frauen), der französischen Republik und der konstitutionellen Monarchie England Vertrauen zu stiften. An der Staatsspitze Deutschlands stand die preußische Hohenzollernmonarchie; der Lenker und Gestalter der deutschen Politik war der konservative Junker Otto von Bismarck, der als Reichskanzler gerade in den 1880er Jahren einen energischen Kampf gegen »Reichsfeinde« führte, nach seiner Einschätzung in erster Linie die Sozialdemokraten und die Katholiken.

Für viele politisch engagierte Bürger des Reiches und für seine fortschrittlichen, an einer Erweiterung demokratischer Grundrechte interessierten Kräfte war der Mann, dessen Heiserkeit an jenem Frühjahrstag schnell wieder vergessen war, ein Hoffnungsträger. Friedrich Wilhelm galt ihnen und seither vielen, wenngleich nicht allen Historikern und Biografen als »Deutschlands liberale Hoffnung«.¹ In diesen Kreisen galt es als ausgemacht, dass Friedrich Wilhelm nach Ablauf der Bismarck-Ära das Steuer ergreifen und einen neuen Kurs fahren, eine Abkehr von Restriktion und Autoritarismus vornehmen würde. Kaum ein Dokument

drückt die Erwartung oppositioneller Kreise so deutlich aus wie das Jahre später mit verklärter Erinnerung von Anton von Werner geschaffene Gemälde »Kaiser Friedrich III. als Kronprinz auf dem Hofball 1878«, auf dem dieser mit führenden liberalen Politikern eine abseits des Treibens stehende Gruppe bildet – Männer, denen die Zukunft zu gehören schien.

Der Kronprinz war als Anhänger des britischen Systems bekannt, eines soliden Parlamentarismus mit *checks and balances* und einem über den Parteien thronenden Monarchen. Die Neigung des preußisch-deutschen Kronprinzen, der im Gegensatz zu den meisten seiner Landsleute (und seinen Familienmitgliedern) fließend Englisch sprach, zum weltumspannenden British Empire war nicht nur von seiner bei zahlreichen Besuchen erworbenen Vertrautheit mit den britischen Verhältnissen geprägt, sondern hatte auch einen ganz persönlichen Grund: Seine Frau Victoria kam aus England und war die Tochter der gleichnamigen englischen Königin, die der ganzen Epoche den Namen geben sollte: das Viktorianische Zeitalter. Im Gegensatz zu anderen Töchtern des europäischen Hochadels war Prinzessin Victoria, die Friedrich Wilhelm als Achtjährige bei einem Englandbesuch kennengelernt hatte und die bei ihrer Hochzeit mit dem preußischen Prinzen 17 Jahre alt war, kein unpolitisches Wesen. Ihr Vater, Prinz Albert von Sachsen-Coburg-Gotha, hatte für eine exzellente Erziehung seiner Erstgeborenen gesorgt und ihr in vielen Gesprächen die Vorzüge seiner Wahlheimat Großbritannien deutlich gemacht. Als die Vermählung mit dem neun Jahre älteren Friedrich Wilhelm anstand, beschwor Albert seine Tochter und seinen künftigen Schwiegersohn, die politische Zukunft Deutschlands (das noch nicht unter preußischer Führung geeint war) läge allein in einer dem britischen Vorbild ähnlichen

konstitutionellen Monarchie und in der Schaffung und Wahrung demokratischer Grundrechte. Victoria vermisste ihr geliebtes Heimatland nach dem Umzug nach Berlin wohl mehr als je zuvor: Die Aufnahme durch die Hofkreise und durch reaktionäre Politiker wie Bismarck – ihr lebenslanger Intimfeind – war kalt bis feindselig. Für die einflussreichen Kreise sollte sie stets »die Ausländerin«, »die Engländerin« bleiben – selbst für ihren ältesten Sohn, den späteren Kaiser Wilhelm II., der das deutsche Kaiserreich in den Untergang führen sollte. Eine unverbrüchliche Stütze hatte Victoria, im Familienkreis Vicky genannt, allerdings in Berlin: ihren Mann. Friedrich Wilhelm war seiner Frau in einem so hohen Maße ergeben, dass seine vermeintlich submissive Haltung gegenüber »Frauchen«, wie er Vicky nannte, Anlass für hinter vorgehaltener Hand geäußerten Spott bei Hofe war. Für zahlreiche Parlamentarier hingegen, wie für den Wortführer der Liberalen, den Arzt Rudolf Virchow, war diese Anhänglichkeit an die englische Patriotin Grund zur Hoffnung. Es ist eine bemerkenswerte Facette der sich anbahnenden Tragödie, dass gerade Virchow, eine der großen Persönlichkeiten in einer goldenen Epoche medizinischen Fortschritts, in dem Drama um Friedrich Wilhelm eine besonders armselige Figur abgeben sollte.

Der heisere Mann, auf dem so viele Erwartungen ruhten, war indes nicht mehr jene geradezu heroische Gestalt aus den drei Kriegen. Groß gewachsen, mit einem vollen, beinahe blonden Bart und blauen Augen, verkörperte er für viele seiner Landsleute das männliche Herrscherideal der Epoche, wurde mit Siegfried und anderen deutschen Mythengestalten verglichen. Doch der immer noch volle Bart war von Grau durchzogen, und die Herren des Reichstagspräsidiums mochten aus den Zügen des Kronprinzen eine gewisse Müdigkeit, sogar Frustration herauslesen. Denn

seine Existenz schien für Friedrich Wilhelm allein darin zu bestehen: zu warten. In diesem Frühjahr stand der Kronprinz im 56. Lebensjahr und wurde an die Langlebigkeit erinnert, die in Monarchien zum Hemmschuh des Wandels werden kann: Seine Schwiegermutter Victoria stand vor dem goldenen Thronjubiläum, und – für Friedrich Wilhelm weit schlimmer – sein Vater, Kaiser Wilhelm I., würde in wenigen Tagen seinen 90. Geburtstag begehen. Der alte Kaiser, der fünf Attentatsversuche überlebt hatte, schien jede biologische Gesetzmäßigkeit Lügen strafen zu wollen.

Die scheinbar rüstige Gesundheit des Vaters erschien Friedrich Wilhelm schon bald wie bittere Ironie. Denn seit einigen Monaten ließ ihn die eigene Gesundheit im Stich. Im Jahr zuvor, 1886, hatte er eine Maserninfektion überstanden. Danach erschien der Kronprinz manchen Hofbeobachtern nicht mehr von alter Tatkraft zu sein. Im Januar 1887 begannen die Probleme mit immer wiederkehrender Heiserkeit. Der Kronprinz und seine Umgebung zogen Professor Karl Gerhardt von der Charité zu Rate. Der Leiter der medizinischen Klinik – eher Internist als Spezialist für Halskrankungen – mag etwas Ernstes vermutet haben: »Das Uebel soll unter Erkältungserscheinungen begonnen haben und galt auch im Anfange als katarrhalische Heiserkeit. Jedoch waren in den nächsten Monaten Husten und andere katarrhalische Erscheinungen nicht vorhanden; nur trockene Heiserkeit, und die verschiedenen gegen Katarrhe sonst wirksamen Arzneimittel und Einathmungen waren gänzlich erfolglos geblieben.«² Der Kronprinz rauchte leidenschaftlich gern Pfeife und Zigarre – die karzinogene Wirkung der in Tabakprodukten enthaltenen Gifte wurde allerdings erst im 20. Jahrhundert entdeckt.

Am 6. März – zwei Tage vor dem Empfang für das Reichstagspräsidium – nahm Gerhardt erstmals eine Kehlkopf-

spiegelung vor, eine damals noch neue Untersuchungsmethode. Er beschrieb den Befund mit den Worten: »Sah man am Rande des linken Stimmbandes zwischen Stimmfortsatz und Stimmbandmitte, ersterem näher, eine blasse, zungen- oder lappenartige, anscheinend etwas unebene Vorrangung. Die Länge derselben betrug etwa 4, die Höhe 2 mm. Die Diagnose wurde gestellt auf pulpöse Verdickung des linken Stimmbandes.«³ In den nächsten Wochen unternahmen die Ärzte mehrere Versuche, den vermeintlichen Polypen mit einer Drahtschlinge, dann mit einer Version, die zum Glühen gebracht werden konnte, abzutragen. Die Behandlungsversuche müssen eine Tortur für den Patienten gewesen sein, auch wenn es erste Möglichkeiten einer lokalen Betäubung mit Kokain gab – eine Methode, die erst drei Jahre zuvor von dem Augenarzt Carl Koller in Wien entdeckt worden war. Nicht nur Frustration über den hartnäckigen Befund, sondern auch eine Spur der Hoffnung klingt bei dem klinischen Bericht von Gerhardt und seinen Kollegen an: »Am 14. abends [März 1887] wurde zum ersten Male der glühende Platindraht angewandt. Am 16. wurde in ganzer Ausdehnung, vorzugsweise in der Mitte die Geschwulst angeglüht. Diesmal wenig Schmerz. Vom 18. bis 26. musste die Behandlung ruhen wegen der Geburtstagsfeier Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm. Nun wurden am 26., 27., 29. und von da an bis zum 07. April täglich mit dem Glühdrahte Zerstörungen der Neubildung vorgenommen, Alles, was vorragte, weggebrannt und am 07. noch der Stimmbandrand mit einem flachen Brenner überfahren und geglättet.«⁴

Friedrich Wilhelm und seine Frau begaben sich nach dieser anstrengenden Behandlung in den bevorzugten Kurort der Hohenzollern, nach Bad Ems⁵, wo der Kronprinz vermeintlich entzündungshemmende Inhalationen vornahm. Als er Mitte Mai in die Hauptstadt zurückkehrte, zeigte sich

bald, dass von einer Heilung keine Rede sein konnte: Nicht nur war das Geschwür wieder nachgewachsen, seine gerötete Oberfläche sah alles andere als gutartig aus. Am 18. Mai erörterte ein Ärztekonsil, zu dem Professor Ernst von Bergmann, einer der führenden deutschen Chirurgen der Epoche gehörte, die mögliche Natur des Befundes. Eine entzündliche Genese – zum Beispiel aufgrund einer Tuberkulose oder einer Syphilis – konnte dabei aufgrund der Symptome (der Patient hatte kein Fieber, keinen Husten, keine Lymphknotenschwellung) ausgeschlossen werden. Erstmals machte nun das Wort »Krebs« die Runde.

Zu den Maßnahmen, die man mit dem Kronprinzen besprach, gehörte eine recht radikale Operation, die Spaltung des Kehlkopfes und die Entfernung der Geschwulst. Die Erfolgchancen wurden als relativ gut beurteilt, doch konnte nicht davon ausgegangen werden, dass nach einem solchen Eingriff der künftige deutsche Kaiser bei voller Stimme sein würde. Auch eine totale Entfernung des Kehlkopfes wurde nicht ausgeschlossen – ein lebensgefährlicher Eingriff, der nur selten gelang. Bergmann begann vorsichtshalber, die Operation an einer Leiche zu üben. Man beschloss, einen Arzt hinzuzuziehen, der auf dem sich entwickelnden Gebiet der Laryngologie, der Lehre von den Krankheiten des Kehlkopfes, als führender Experte galt. Diese Entscheidung fand die enthusiastische Unterstützung der Victorias: Die Koryphäe nämlich war ein Landsmann der Kronprinzessin, der englische Arzt Morell Mackenzie. Der Brite hatte ein auch in Deutschland beachtetes Lehrbuch über Kehlkopfkrankheiten geschrieben; er war unter britischen Ärzten geachtet, wenn auch nicht unumstritten: Sein waches Auge für die finanziellen Aspekte ärztlichen Wirkens und eine gehörige Portion Selbstgefälligkeit fanden manche seiner Kollegen ehrenrührig.

Am 20. Mai nahm Mackenzie eine erste Untersuchung vor und vermeinte, Hinweise auf eine eher gutartige Veränderung zu erkennen. Es war der Beginn einer zunehmend schwierigen Kooperation mit den deutschen Ärzten und schließlich einer gegenseitigen feindseligen Blockade. Die deutschen Ärzte waren von der Bösartigkeit des Befundes überzeugt, Mackenzie deutete in seinen meist sibyllinischen Statements durchweg Benignität an. Wundert es da, welcher Seite die Kronprinzessin und damit auch der Patient, der stets auf seine Frau hörte, mehr Glauben schenkten? Mackenzie verkörperte Hoffnung; von Bergmann, Gerhardt und die anderen deutschen Ärzte hingegen schienen für Vicky Sendboten einer düsteren Zukunft: mit einem vielleicht stummen und siechen, vielleicht aber auch toten Friedrich Wilhelm.

Tatsächlich stand die Methodik des klinischen Vorgehens von Morell Mackenzie in Einklang mit heutigen diagnostischen Prinzipien, wie der österreichische Pathologe Professor Roland Sedivy jüngst dargelegt hat: »Mackenzie [war] seiner Zeit sehr voraus und vertrat damals schon einen modernen Standpunkt in der Tumordiagnostik, denn die ... *krebsige Natur müsse durch mikroskopische Untersuchung bewiesen werden*« Seiner Auffassung gemäß führte Mackenzie zur Klärung der Art der Veränderung am 21.5.1887 mit einer Kehlkopfzange (Forceps laryngis) eine Biopsie durch, die mehrere Gewebeteile zutage brachte, welche an Rudolf Virchow (1821–1902) in Berlin übersandt wurden.⁶

Virchows Diagnostik und sein Verhalten in den kommenden Monaten sind ein wenig rühmliches Kapitel in der Vita dieses großen Wissenschaftlers. Dreimal wurden Virchow Proben des Gewächses zugesandt, dreimal vermochte er keinen Hinweis auf Malignität zu finden. Selbst ein in der Endphase von Friedrich Wilhelms Leben von dem Schwer-

kranken ausgehustetes Gewebestück – das vierte – zeigte ihm unter dem Mikroskop keine Anzeichen von Krebs. Seine Diagnosen fokussierten auf warzenähnliche Veränderungen. Vermutungen sind laut geworden, dass Virchows politische Einstellung – er war einer der profiliertesten Kritiker Bismarcks, ohne auch nur annähernd über dessen Sprachgeschick, Schlagfertigkeit und Charisma zu verfügen – sein Urteilsvermögen getrübt hat, dass auch er – ähnlich wie Victoria – nicht sehen wollte, welches Schicksal der Hoffnung der liberalen Kräfte drohte. Doch bei Gewebeuntersuchungen ist es nicht ungewöhnlich, dass die jeweilige Probe – die Biopsie – keine malignen Zellen enthält, auch wenn sie aus einem von Krebs befallenen Organ entnommen wurde. Roland Sedivy nimmt den Begründer der Zellularpathologie aus der Sicht eines heutigen Experten denn auch in Schutz: »Sehr modern und verantwortungsbewusst hat Virchow allerdings auf die potenzielle Fehlerhaftigkeit hingewiesen. Auch uns modernen Pathologen ist sehr bewusst, dass aus Proben, die für den Tumor nicht wirklich repräsentativ sind, ein falscher Schluss gezogen werden kann. Virchow schreibt: »[Ob ein] ... solches Urteil in Bezug auf die gesamte Erkrankung berechtigt sei, lässt sich aus den exstirpierten Stücken mit Sicherheit nicht ersehen.«⁷

Im Juni 1887 reiste Friedrich Wilhelm zu den Feierlichkeiten des goldenen Thronjubiläums seiner Schwiegermutter nach England und nahm an der großen Parade zu Ehren von Queen Victoria teil, die ein halbes Jahrhundert zuvor als 18-Jährige auf den Thron gekommen war. Zwar sollen einige Besucherinnen der Parade beim Anblick des deutschen Kronprinzen hoch zu Ross an Lohengrin erinnert worden sein, doch ein Mediziner im Publikum hatte einen schärferen Blick: »Das Gesicht des Kronprinzen wirkte weiß, fast schon gelblichweiß. Bewegungslos, wie er auf dem Pferd

saß, glich er eher einer weißen Statue als einem lebenden Menschen. Seine Augen lagen tief, und mir war, als drückten sie eher das ahnungsvolle Gefühl eines schmerzlichen Abschieds als ein stolzes Bewusstsein der Bewunderung aus, die ihm entgegenströmte.«⁸ Mackenzie nahm in diesen Tagen zwei weitere Abtragungen mit der Schlinge vor und Friedrich Wilhelm war so mit der Betreuung zufrieden, dass er seiner Schwiegermutter die Nobilitierung empfahl – sein seelisches Wohlbefinden rührte auch daher, dass Mackenzie, wohl wider besseres Wissen, dem Patienten gegenüber das Leiden als geheilt bezeichnete. So wurde aus dem Pionier der Laryngologie *Sir* Morell Mackenzie – was seiner Beliebtheit bei der Kollegenschaft in London wenig zuträglich war.

Der Kronprinz und seine Frau unternahmen eine mehrmonatige Erholungsreise mit Tirol, Venedig und schließlich San Remo als Stationen, jedoch ohne Erfolg. Im November musste man erkennen, dass der inzwischen wiederholt abgetragene Tumor erneut nachgewachsen war, größer und nunmehr bei der Laryngoskopie auch schrecklicher aussehend als je zuvor. Plötzlich änderte auch Mackenzie seine Diagnose: »Now it looks like a cancer.«⁹ Restlos offen gegenüber dem Patienten waren die Mediziner nicht; Friedrich Wilhelm notierte am 11. November: »Dr. von Schrötter an der Spitze ... unter Frauchens Beisein teilte deren Ansicht dahin mit vorliegender Fall ein ernster sei Ich fragte ob er es Krebs nenne, worauf er erwiderte: *wenigstens mit demselben verwandt ...*«¹⁰

Den Ärzten war nunmehr klar, dass einzig die gefährliche Totaloperation noch das Überleben des Patienten sichern konnte, der indes ablehnte: »... schon nach wenigen Minuten kam die schriftliche Willensäußerung Seiner Kaiserlichen Hoheit zu uns zurück, in die große Operation nicht zu

willigen und nur seinerzeit den Luftröhrenschnitt ausführen zu lassen.«¹¹ Der Luftröhrenschnitt, die Tracheotomie, wurde unumgänglich, da das Tumorwachstum so fortgeschritten war, dass dem Patienten das Atmen schwerfiel. Zu dieser Intervention kam es am 9. Februar 1888, nachdem »... das Athmungsgeräusch so zugenommen [hatte], dass man bei Tische fast jeden Athemzug des Kronprinzen an den entgegengesetzten Enden der Tafel hörte«.¹²

Der Kronprinz war damit dem Erstickungstod entronnen, doch seine Stimme würde er nie wieder erheben können; von nun an konnte Friedrich Wilhelm nur noch per handgeschriebenem Zettel mit seinem Umfeld kommunizieren. Der Eingriff ging den Ärzten relativ leicht von der Hand und mag als Zeichen dafür stehen, in welchem Umbruch sich die Medizin in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts befand. Grandiose Fortschritte waren in jüngerer Vergangenheit erzielt worden: die Einführung zunächst der Allgemeinnarkose ab 1846 – vielleicht die Sternstunde der Menschheit schlechthin – und schließlich der Lokalanästhesie kurz vor Friedrich Wilhelms Leidenszeit, die Identifizierung von Krankheitserregern unter den Mikroskopen von Robert Koch, von Louis Pasteur. Gegen zähen Widerstand wurden strengere Hygienevorschriften und im Klinikbetrieb die Antisepsis, für die vor allem der schottische Chirurg Joseph Lister verantwortlich war, durchgesetzt. Doch während die Menschen in Deutschland und Europa mit Sorge die Berichte über den Gesundheitszustand des nächsten deutschen Kaisers und damit eines der potenziell mächtigsten Männer Europas in den Gazetten lasen, hing über ihrem Alltagsleben stets das Damoklesschwert schwerer, plötzlich ausbrechender und ungeachtet allen Fortschritts unheilbarer Erkrankungen. Und diese Gefahr prägte das Bewusstsein der Menschen im von so viel techni-

schem Fortschritt gekennzeichneten 19. Jahrhundert ebenso wie es die Pest, die Pocken, die Syphilis in früheren Epochen getan hatten. In Lübeck lebte in jenem Jahr 1888, das als Dreikaiserjahr in die deutsche Geschichte eingehen sollte, ein 13-jähriger Junge namens Thomas Mann. Er würde den beiden großen Krankheiten des 19. Jahrhunderts unvergleichliche literarische Denkmäler setzen: der Tuberkulose im *Zauberberg*, der Cholera im *Tod in Venedig*. Beide Infektionen werden uns bei der Betrachtung des Einflusses von Krankheiten auf die Geschichte – jenen, die weite Teile der Bevölkerung heimsuchten, und jenen, die den Großen und Mächtigen das Zepter aus der Hand nahmen – noch begegnen.

Dann kam die Nachricht in San Remo an, auf die Friedrich Wilhelm lange, zu lange gewartet hatte und die nun zu spät kam: Am 9. März 1888 war sein greiser Vater endlich heimgerufen worden. Der Kranke würde als Friedrich III. den Thron besteigen. Franz Herre dürfte die leicht resignative Gefühlslage des stummen Kaisers richtig erfasst haben: »Der vom Tode Gezeichnete wusste, dass seine Tage gezählt waren. Doch er zeigte sich dankbar, dass ihm noch ein wenig Macht und ein Hauch von Herrlichkeit vergönnt wurde.«¹³

Durch einen Schneesturm bahnte sich sein Sonderzug den Weg nach Berlin. Reichskanzler Bismarck empfing ihn höflich und weitgehend ohne erkennbare Anteilnahme; in der machtpolitischen Fantasie des Staatsmannes dürften die widerstreitenden Szenarien miteinander gerungen haben. Was war wohl besser – oder weniger katastrophal – für ihn, für seine Politik und für Deutschland: die wahrscheinlich kurze Herrschaft Friedrichs III. oder eine sehr viel längere des sprunghaften neuen Kronprinzen Wilhelm, der erst 29 Jahre alt war und dem sich die Hofkreise wie einer auf-

gehenden Sonne schnell zuwandten ? Friedrich III. und Kaiserin Victoria – dies war nun ihr Titel – zogen ins Schloss Charlottenburg ein. Wenn es das Wetter und sein Zustand erlaubten, machten sie täglich kurze Ausfahrten in einer Kutsche, von der Berliner Bevölkerung mit einer Mischung aus Sympathie, Neugier und vor allem Mitleid betrachtet.

Der Bart des Monarchen versteckte die silberne Kanüle der Tracheotomie vor den Blicken der Öffentlichkeit. Die behandelnden Ärzte hingegen erlebten die schrecklichen Manifestationen der Krankheit, reinigten die Kanüle von übelriechendem Ausfluss. Voller Frustration darüber, dass er bereits ein Dreivierteljahr zuvor die düstere Prognose gestellt hatte, aber an der von Mackenzie und dessen Gönnerin Victoria um den Patienten errichteten Mauer der Realitätsverweigerung gescheitert war, rief Ernst von Bergmann kurz vor der Thronbesteigung seines Patienten aus: »Jetzt kann jeder sehen, dass das, was aus dem Munde des Kronprinzen fließt, Krebsjauche ist!«

Die Regierung Friedrichs III. dauerte genau 99 Tage. Der Kaiser starb am 15. Juni 1888. Die Obduktion, von Virchow geleitet, zeigte allzu deutlich, was der hochgeehrte Wissenschaftler unter seinem Mikroskop nicht erkannt hatte oder hatte erkennen wollen. Der Krebs hatte den Kehlkopf völlig zerstört, Teile der Luftröhre und der Lunge waren, wie es im Obduktionsbericht hieß, brandig geworden und zeigten eine Abszessbildung. Mackenzie, der sich sein ärztliches Wirken mit der astronomischen Summe von fast einer Viertelmillion Goldmark hatte belohnen lassen, veröffentlichte noch im selben Jahr ein Buch über die Krankheit des illustren, von ihm als Frederick the Noble titulierten Patienten. Er überlebte diesen um nur vier Jahre und starb 1892 mit 54 Jahren an einem Herzinfarkt.

Zu Grabe getragen wurde mit Friedrich III. auch die Vi-

sion eines ganz anderen Deutschland. Ob der Verstorbene die Hoffnungen der Liberalen erfüllt hätte oder in den Machtstrukturen eines nur begrenzt demokratischen, obrigkeitszentrierten Staatswesens gefangen gewesen wäre, darüber kann nur spekuliert werden. Der Historiker Volker Ullrich, ein exzellenter Kenner der Epoche (und Autor einer herausragenden Hitler-Biografie) zweifelt nach Untersuchung der Tagebücher des Kronprinzen, dass Friedrich III. einen wirklich radikalen Wandel zu vollziehen in der Lage – und willens – gewesen wäre: »Die Sympathien des Kronprinzen für die liberalen Ideen seiner Frau gingen keineswegs so weit, dass er etwa einen Systemwechsel hin zum Parlamentarismus angestrebt hätte. Obwohl er Kontakte zu freisinnigen Politikern pflegte, blieb er dem militärischen Milieu am preußischen Königshof stark verhaftet.«¹⁴

Und dennoch: Wir wissen nicht, wie dieses kontrafaktische Deutschland ausgesehen hätte. Es wäre eine deutsche Nation gewesen, der Friedrich III. – eine normale Gesundheit und die zur Langlebigkeit prädisponierenden Gene seines Vaters vorausgesetzt – von 1888 bis vielleicht 1910, bei Erreichen eines Alters wie sein Vater gar bis 1920 – vorgestanden hätte. Angesichts des Einflusses seiner Frau auf ihn ist eine weitere Kanzlerschaft Bismarcks in diesem Szenario sehr unwahrscheinlich. Wir wissen indes, wie das reale Deutschland von 1888 bis 1918 unter seinem Sohn Wilhelm II. aussah. Führend in Industrie und Wissenschaft, aber politisch mit einem sprunghaften, oft irrationalen Kaiser und einer Abfolge schwacher und unfähiger Kanzler war es ein Unruheherd im europäischen Konzert der Mächte. Mit dem wilhelminischen Deutschland verbinden wir »schimmernde Wehr« und Säbelrasseln, maritimes Wettrüsten gegen England und als Folge dessen Abdriften ins Lager der gegenüber Deutschland immanent feindlichen Mächte Frankreich und

Friedrich III.

Russland. Wilhelm II. stand für Großmüligkeit und Chauvinismus und letztlich für eine entscheidende Rolle – als Handelnder, aber auch als Getriebener – auf dem Weg in die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts, das unsägliche Massensterben des Ersten Weltkrieges. Angesichts dieser Bilanz kann man sich fast sicher sein: Unter Friedrich III. wäre es – auf welche Art auch immer – anders gekommen. Und besser.